

Bailey, F. G.: *God-Botherers and Other True-Believers. Gandhi, Hitler, and the Religious Right.* New York: Berghahn Books, 2008. 229 pp. ISBN 978-1-84545-512-5. Price: \$ 34.95

Dieses Buch ist die fünfzehnte Monographie eines heute 85-jährigen Wissenschaftlers. Aber nicht nur in dieser Hinsicht ist sie ein Spätwerk: "God-Botherers and Other True-Believers. Gandhi, Hitler, and the Religious Right" ist eine Abhandlung über die Verschränkung von Politik und Religion, welcher der Politikethnologe F. G. Bailey eine ungewöhnlich starke normative, ja sogar aufklärerische Note beimischt. Die analytische Kernaussage des Buches ist, dass effektives Handeln in politischen Arenen immer auf religiöse Letztbegründungen zurückgreifen muss, da sich dort das bessere Argument nicht von alleine durchsetzen kann. An den im Titel angeführten Beispielfällen wird exemplarisch belegt, wann und wie Gandhi, Hitler und die US-amerikanische religiöse Rechte jeweils hinterfragende Vernunft beiseite geschoben und durch absolute Überzeugungen ersetzt haben. Eingerahmt wird dieser methodologische Ansatz durch Kapitel, in denen Bailey die Haltung des distanzierten Wissenschaftlers verlässt. Zum einen bringt er hier seine persönliche Abneigung gegen Scheinheiligkeit, mutwillige Rechthaberei und gezielte "Verdummung" (*diseducation*) im Namen von religiösen Überzeugungen zum Ausdruck. Zum anderen beschreibt er aber aus seiner persönlichen Biographie heraus sein ihn selbst frustrierendes Unvermögen, offen religiöse Menschen zu verstehen. Statt also den Inhalt von religiösen Überzeugungen zu untersuchen, beschränkt er sich (analog zu seinen früheren Werken von "Tribe, Caste, and Nation" [1960] bis hin zu "The Saving Lie" [2003]) auf die diskursive Aushandlung von Behauptungen.

Um Bailey bei seinem Vorgehen folgen zu können, muss man seine spezifische Verwendung des Religionsbegriffs nachvollziehen. Er dreht zunächst die alltägliche Definitionsweise um, indem er nicht inhaltlich, sondern formal argumentiert. Statt eine mehr oder weniger intuitiv verstandene Spiritualität zugrunde zu legen und aus passenden Beispielen die Kategorie "Religion" zu induzieren, liegt nach Bailey Religiosität darin, die eigenen Überzeugungen (*faiths*) dogmatisch zu behaupten. Alle Überzeugungen, die sich durch ihre Immunisierung gegen Kritik und Zweifel auszeichnen, sind in dieser Setzung Religionen, und wer derartige Überzeugungen als Letztbegründung anführend handelt und auf ihre Hinterfragung verzichtet, handelt religiös. Das Wort Wahrheit (*Truth*) fällt im Buch durch stetige Großschreibung auf, da aus Baileys Sicht Verkündungen letzter Wahrheiten genauso kritisch zu begegnen ist wie die Berufung auf Gott (*He, God*). "Religionen" im umgangssprachlichen Sinn sind somit nur ein Sonderfall einer allgemeinen Kategorie von Überzeugungen. Für Bailey zählen Ideologien (im Buch v. a. durch den Nationalsozialismus vertreten) und moralische Absolutheitsansprüche (wie Gandhis persönliche Ethik) ebenso dazu.

Bailey ist daran interessiert, herauszufinden, wie Menschen sowohl innerhalb der Spielregeln als auch um die Spielregeln selbst spielen, das heißt, wie sie versu-

chen, die Definitionsmacht in sozialen Situationen zu eringen. Als Daten zieht er Autobiographien, Reden, Zitate und Gerichtsprotokolle heran, Quellen also, in denen Menschen ihre Überzeugungen präsentieren oder Einschätzungen der Überzeugungen anderer vornehmen. Für seine methodologische Herangehensweise ist dies vollkommen adäquat, da er mit "Religion" hier letztlich eine bestimmte Art von Argument identifiziert hat, dem gegenüber wir Menschen (zu seinem expliziten Verdruss) uns immer wieder als anfällig erweisen.

Seine auf die oben beschriebenen methodologischen und programmatischen Kapitel folgenden empirischen Fälle verdeutlichen diese Anfälligkeit. Als erstes zeigt Bailey anhand zahlreicher Zitate aus Reden, Predigten, Gerichtsverhandlungen und anderen Selbstdarstellungen, wie die US-amerikanische *religious right* sich im Namen Gottes politisch und wirtschaftlich betätigt. Das Grundprinzip hier ist der Antagonismus: Kirchen und Prediger vermitteln ihren Gemeinden auf der "richtigen" Seite (der Seite Gottes) zu stehen, und agitieren mehr oder weniger explizit gegen die notwendige "falsche" Seite (die Seite der Nichtgläubigen). Dabei lassen sie wenig von der christlichen Nächstenliebe verspüren, zum Beispiel, wenn es gegen Abtreibungsbefürworter geht. Für viele europäische Leser ist dieser öffentlich behauptete Glaube vermutlich der fremdartigste der behandelten Fälle. Man kann sich vorstellen, dass der in die USA emigrierte Brite Bailey das ähnlich empfindet. Als (deutscher) Leser war es für mich allerdings auch ungewohnt, im anschließenden Kapitel zahlreiche wörtliche Zitate aus Hitlers Schriften zu finden.

Das Kapitel zu Hitler verfolgt die formale Parallele, wobei er – ähnlich den amerikanischen Predigern – aus ganz pragmatischen Gründen Feindbilder aufbaut. Seine Moralität basiert auf dem Herrschaftswissen, dass nur die systematische Verdummung der Massen die Art von Überzeugung und Loyalität erzeugen kann, die er benötigte. Anders als die heuchlerischen Vertreter der *religious right* ist "Mein Kampf" aber in dieser Hinsicht explizit: zweifelnde, nachdenkende Individuen zu erzeugen, kann nicht das Ziel der Staatsräson sein; eine unreflektierte Einigkeit, basierend auf klaren Feindbildern und einem freiwilligen Verzicht auf Zweifel und Zögerlichkeit, hingegen schon. Dementsprechend bewunderte Hitler an den christlichen Kirchen am meisten, wie sie ihren gesamten Einfluss auf Verdummung und der Propagierung von Intoleranz aufbauen konnten. Dass das Führerprinzip religiösen Charakter hatte, ist an sich keine besonders neue Erkenntnis. Baileys methodologisch vergleichende Analyse der nationalsozialistischen Ideologie zielt somit eher darauf ab, nachzuweisen, inwieweit das Vorgehen anderer sozialer Bewegungen rein formal Naziprozeduren gleicht, als dass sie Hitler hier in einem überraschenden neuen Licht zeigt.

Im letzten Fallbeispiel skizziert Bailey Gandhi als einen gewieften Politiker, der seine Überzeugungen stets als nicht hinterfragbare und unverhandelbare Wahrheiten vertreten hat. Dieses Vorgehen setzte er nicht nur gegen die britischen Kolonialherren ein, sondern weckte damit auch die Kritik intellektueller indischer Zeit-

genossen. Die Anwendung des gefeierten Prinzips der Gewaltlosigkeit, so Bailey, hatte oft den Charakter einer Erpressung oder Selbstmordandrohung. Statt seine Gegner von der moralischen Wahrheit zu überzeugen, wie es sein vorgegebenes Ziel war, brachte Gandhi viele von ihnen durch dramatisch inszenierte Sturheit zum Nachgeben. Das funktionierte gut, solange sein persönliches Charisma auf Gegenüber wirkte, die zu Kompromissen bereit waren. Woran Gandhi allerdings scheiterte (und letzten Endes auch starb), war es, die fanatischen Anhänger der indischen Religionsgruppen von der Richtigkeit des Gewaltverzichts und der Notwendigkeit spiritueller Regeneration zu überzeugen.

Baileys Methode, in erster Linie Argumentationsweisen zu vergleichen und die vertretenen Inhalte hintanzustellen, führt unvermeidlich zu Provokationen: auf S. 37 erscheinen Gandhi und Selbstmordattentäter in einem Kontext, auf S. 50 George W. Bush und Hitler, auf S. 202 die Unfehlbarkeitsdoktrin und Hitlers Rassismus. Diese Stellen sind jedoch keine dumpfen Polemiken, sondern ergeben sich aus seiner rhetorischen Analyse, deren weiterreichendes, unbequemes Ergebnis ist, dass "die Guten" demagogische Techniken genauso brauchen und gebrauchen wie "die Bösen". Komplexitätsreduktion ist notwendig, wenn man Anhänger gewinnen und behalten will, da das differenzierte Argument nicht dazu taugt, die Massen zu bewegen – was Hitler und Gandhi gleichermaßen wussten.

Baileys frühere Werke haben stets belegt, wie real diese Notwendigkeit ist: auch in ganz alltäglichen Interaktionen sind Reduktion und Verallgemeinerung sowohl zur Einordnung von Situationen als auch zu deren Kommunikation unerlässlich. Moralisch problematisch wird es für ihn erst, wenn wir dieses Vorgehen grundlos übertreiben. Wenn wir auf unsere intellektuellen Kapazitäten verzichten, noch bevor wir sie ausgeschöpft haben, und wo wir andere dazu anleiten, blind zu glauben und zu folgen, dort handeln wir wider das von ihm hier vertretene humanistische Prinzip. Baileys Kritik zielt somit auf all jene Institutionen, die Verdummung fördern, entweder durch stures Verfolgen von Traditionen oder durch strategisch-politisches Vorgehen. Um den letzten Begründungen, die er nicht nur analysiert, sondern auch anprangert, etwas entgegenzusetzen, schlägt F. G. Bailey seinen eigenen kategorischen Imperativ vor: "Schreite bedachtsam!" (*Walk gently!*). Damit umreißt er, auch explizit im Rückblick auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts, eine schlichte Selbstbeschränkung. Als Grundlage moralischen Handelns soll man doktrinären Aussagen entsagen (abgesehen von dieser) und Bescheidenheit pflegen; niemals jedoch soll man kritische Reflexion und intellektuelle Neugier aufgeben.

Angesichts Baileys klarer Sprache, der anschaulichen und stimulierenden Fälle und der zentralen Anliegen des Buches fiel mir als ideales Lesepublikum zunächst ein Oberstufen-Ethikkurs ein, oder eine Abschlussklasse Sozialkunde. Damit soll aber nicht der wissenschaftliche Wert des Buches heruntergespielt werden. Bailey verweist zwar nur in sehr geringem Maße auf aktuelle Diskussionen (mit zweieinhalb Seiten Literaturanga-

ben), knüpft aber ständig an grundlegende Fragen der Politikethnologie, Weltanschauung, Entscheidungstheorie und Rhetorik an, und spätestens auf den zweiten Blick erschließt sich die Geschlossenheit seines theoretischen Ansatzes. Seine Definition von Religion als jede dem kritischen Argument entzogene Überzeugung ist nicht beliebig, sondern methodologisch notwendig, da wir, wie er nicht müde wird zu betonen, nicht in die Köpfe von Menschen hineinblicken können. Die Frage, wie jemand an das Übernatürliche glauben kann, ist sozialwissenschaftlich nicht zu behandeln; wie Leute ihren Glauben aber öffentlich darlegen und argumentativ zur Grundlage ihrer Handlungen erklären, schon. Ohne seine früheren Werke auch nur einmal zu zitieren, aber in spürbarem Rückgriff auf sie, ist Baileys "God-Botherers" eine ungewöhnte Mischung aus subtiler Analyse und milder Moralisierung. Felix Girke

Ballads of the Lords of New Spain. The Codex Romances de los Señores de la Nueva España. Transcr. and transl. from the Nahuatl by John Bierhorst. Austin: University of Texas Press, 2009. 237 pp. ISBN 978-0-292-71852-4. Price: \$ 65.00

Almost a quarter of a century after the publication of his influential edition of the *Cantares Mexicanos*, Bierhorst has once again produced a masterpiece – a thorough edition, including palaeography, translation, commentary, of the second major collection of 16th-century Nahuatl (Aztec) poetry, the so-called "Romances de los Señores." No less than the *Cantares*, the *Romances* must be considered the most opaque collection of texts in the Nahuatl language that has survived down to the present day, with exception of some archaic hymns.

The *Romances* preserve some thirty-six songs in a variety of indigenous genres. Bierhorst argues for unity of composition with regard to the *Cantares* and *Romances*: that is, he sees both as part of the output of a single school, that of Tetzcoco (here misnamed "Texcoco," which along with "Montezuma" for Motecuhzoma, represents the most glaring instance of sloppiness in an otherwise immaculate work). Tetzcoco is often hailed as the cultural capital of Aztec Mexico, not surprisingly in the works of Tetzcoacan historians. Frequent mention of Tetzcoacan rulers is given as the main reason for coming to this conclusion, but such argumentation is weak – Mexican rulers and nobility are also highly prominent in the collection, although it must be conceded that Nezahualcoyotl, the famed poet-king of Tetzcoco, figures larger than life throughout. This, however, is hardly reason enough to ascribe the songs as a whole to a Tetzcoacan source. Regrettably, both here and in the question of genre, Bierhorst contents himself with generalities. No attempt is made to discuss which of the known Aztec genres (song types) are discernible in the material, an issue of no little importance in dealing with the Nahuatl poetry of this period.

Bierhorst continues pursuing his "ghost song" theme in the new edition. Put briefly, he views 16th-century Nahuatl poetry neither as impenetrable nor as "rumi-